

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

10.4.1927 (No. 15)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 15



10. April 1927

Ernst Würtenberger / Züricher Erinnerungen.

(Schluß.)

Unterdessen lernte ich Hodler selbst kennen. Ich hatte ihn in Genf aufgesucht, wo er mir eine halbe Nacht den Parallelismus erklärte. Hodler stand damals noch mitten im Kampfe, um seine Anschauung zur Geltung zu bringen. Er war damals aufs äußerste gespannt und klagte darüber, daß er augenblicklich nicht das Rechte mache. Er müsse weitere Schritte machen, um sein Prinzip noch viel straffer herauszustellen. Als ich ihm erwiderte, seine Bilder seien gute Malerei, dabei verfiere er noch über eine ganz neue und frappante Form, und dies sei, nach meinem Dafürhalten, das Wertvolle an seiner Kunst und nicht die Theorie des Parallelismus, da warf er heftig den Kopf herum: Mit guter Malerei und guter Form locke man heute keinen Hund mehr vom Ofen; wenn er nicht den Parallelismus gefunden hätte, so wäre er immer noch der unbekannte und unbeachtete Maler, der er früher gewesen. Der Parallelismus sei eine neue Anschauung und von ihm, von Hodler, ab beginne eine neue Epoche in der Malerei. Er breche als erster mit der Dreieckskomposition, die von Raffael und Michelangelo begründet und seither herrschend sei. Sein Turnerzug sei z. B. noch so komponiert. Diesem, auf den Kontrast gestellten Prinzip stelle er das auf der Gleichform, der Parallelförmigkeit gegenüber. Er, Hodler, drehe das Rad wieder zurück zu den Byzantinern und den Ägyptern; dies sei sein Verdienst. An jenem Abend sprach er sich auch über sein Verhältnis zu Deutschland aus. Diesem sei er sehr zu Dank verpflichtet, da er dort anerkannt werde. Frankreich lehne ihn ab. Er fühle sich aber auch als germanischer Künstler. Er habe das Entscheidende von Dürer und Cranach gelernt, vor allem von letzterem, dessen helle Lokalfarbe stets sein Entzücken gewesen sei und das er sich zum Vorbild genommen habe. Die deutschen Künstler seien dumm, daß sie nicht von diesen beiden Großen mehr lernten, anstatt sich an die weien Fremden Franzosen zu halten.

Diese Neuerung mag als selten auffallen, wenn man sich erinnert, daß Hodler seine Unterschrift unter jenen fatalen Protest gegen Deutschland wegen der Beschießung von Reims geleistet hatte. Doch Hodler war dort unschuldig; er unterschrieb etwas, was er nicht gelesen hatte; seine Kollegen von Genf hatten ihn schmächtig hereingelegt und er büßte dafür innerlich schwer. Sein Verhältnis zu seinen Genfer Kollegen war überhaupt merkwürdig; diese waren wohl stolz auf ihn, aber sein läches, ungebrochenes, ganz im Berner Volkstum wurzelndes Naturell war nicht nach ihrem Geschmack. Bei jeder Gelegenheit konnte man von seinen Genfer Freunden hören: „ah, il est tellement rude, notre Ferdinand!“

Hodlers Arbeitsweise, wenn ich das noch kurz berichten darf, war merkwürdig. Sie frappierte durch das Gegenteil dessen, was man erwartete. Wer Hodlers Kühnheit und Ausdruckskraft im Kontur und der Silhouette kennt, der müßte fast glauben, Hodler habe seine Figuren im Landschaftsraum und Ansturm auf die Leinwand geworfen, wie etwa A. Graf. Dem war aber nicht so. Hodler arbeitete mühsam, sehr langsam, zögernd und fortwährend korrigierend. Er ätzte und stülpelte während der Arbeit. Er arbeitete durch das Radennet und zog mit feinem Schlepperpinsel die Kontur zehnmal, ja zwanzigmal, bis er zufrieden war. Die Farbe trug er in kleinen Partikeln mit der Spachtel Spitze. Die Nachahmer Hodlers haben keine Ahnung, wie der Meister selber sich's teuer werden ließ. Wenn man in einer Pause seine Kraft der Linie bewunderte, so wehrte er ab: „Non, non, ce n'est pas ça. Ce modèle est plus fort, plus beau. Il faut le chercher de plus.“ Er pflegte zu sagen: Sehen lernen ist alles, aber nicht nur

mit zwei Augen, man muß mit dem großen Auge sehen können, mit dem Gehirn. Man müsse Ordnung in die Dinge bringen, die Vogelt der Natur begreifen, sonst scheitert man. Wer am besten gedacht hat, wird den Vogel in der Kunst abschließen. Das übrige: c'est du troupeau! So sehr Hodlers Kunstverstand ausgebildet war, so wenig konnte man ihn gebildet nennen. Er las nur gewöhnliches Zeug, zur Ablenkung. Er besuchte auch kein Konzert; wenn man ihn für Bach, Brahms usw. interessieren wollte, so sagte er: „Das geht mich nichts an. Mir genügt ein Tirolerlied.“ Die Malerei nahm ihn völlig und ausschließlich in Beschlag.

In der Folge sah ich dann Hodler fast jedes Jahr in Zürich. Er hatte mit seinen smaragden- und hellblaufunkelnden Genferseelandschaften, deren Typus er in jener Zeit kreiert hatte, eine Bresche in die Mauer seiner Zürcher Gegner geschlagen, und so konnte das Stürmische nachrücken. Jetzt kamen auch seine frühen Bilder, die vielleicht noch höher einzuschätzen sind, fast ohne Ausnahme alle in Zürich auf den Markt. Allein in der Sammlung Meier-Harz waren über hundert. Der jährliche Umsatz von Hodlerbildern in Zürich war ungeheuer, aber ebenso ungeheuer war Hodlers Produktivität, die durch die Nachfrage ins Fieberhafte und Unnatürliche gesteigert wurde.

Um diese Zeit, etwa 1908, erstieg in anderer Schweizer Künstler das Zenith seiner Leistungen mit der Bilde „Die Penaten“: Albert Welti. Es gehört zur Traak in Weltis Leben, daß sein Aufstieg mit dem Hodlers zusammentraf. Seine Kunst war neben der Hodlers zu still, zu bescheiden, und so wurde sie kaum beachtet. Zudem lebte Welti abseits seiner Heimat, in München, und in Zürich war man von vornherein gegen alles, was von dort kam, misstrauisch und schroff ablehnend. Die Zürcher hatten ihm, der in Zürich geboren war, nie ein Bild abgekauft; das, was die Sammlung von ihm besaß, war Bundesdepositem. Und so war der Künstler, der vor allem in seiner Schweizer Heimat mit seiner Kunst verwurzelt war, verbittert und voller Gram.

Dies mußte ich einmal besonders stark zu spüren bekommen, obgleich ich von langher mit Welti in herzlicher Freundschaft verbunden war. Wir hatten uns zufällig im Künstlergütl getroffen und ich drückte ihm meine Freude darüber aus, daß er den Auftrag bekommen habe, im Bundeshaus zu Bern ein großes Bild zu malen. Als er mir sagte, er habe als Thema eine Landschaft gewählt, er hätte aber auch eine Schlacht, etwa die Sem-pacher, wählen können, als ich dazu äußerte, ein Landschaftsbild sei jedenfalls ein guter Griff und er umgehe damit auch den Vergleich mit Hodler, der sich vielleicht einstellen würde, wenn er ein kriegerisches Thema mit Landschaften gewählt hätte; da fuhr er mich wütend an, „was das wieder für ein Dreck von Geiswäs wäre, es dürfte also keiner mehr Landschaften malen, weil Hodler solche gemalt habe. Heiliger Strohsack! Seid Ihr also in Zürich so weit gekommen mit Euerem Nationalheiligen Hodler! Ihr verredt noch alle an seinen Flächen und Mauerpils! Vor Euerer Monumentalmauerkrankheit ist keine Regelbahn, ja kein Nebhaus — er drückte sich noch drastischer aus — mehr sicher, dabei kann keiner mehr von Euch nur das kleinste Zimmerbildchen malen! Heiliger Strohsack!“ Ich suchte ihn zu beruhigen, ich hätte es nicht so gemeint, doch es war unmöglich. Ich hatte Welti an einer ver-mundbaren Stelle getroffen, ohne es zu wollen, und wir trennten uns, ohne daß ich ihn verführen konnte, und dies war um so schmerzlicher für mich, als ich zu allen Zeiten nur Gutes und Freundschaftliches von ihm erfahren hatte.

Es war dies das letzte Mal, daß ich Welti sah; es war wenige Jahre vor seinem frühen Tode — er wurde nur 50 Jahre alt — und seine heftige Erregung war schon ein Symptom seiner schweren Herzkrankheit, der er dann auch erlag. Als er im Jahre 1912 starb, veranstalteten die Zürcher eine umfangreiche Nachlassausstellung, und da wurde offenbar, wie dieser Künstler um die Gestaltung seiner inneren Gesichte gerungen hatte, was ihm jedes seiner Bilder an Studien, Vorbereitungen, Entwürfen und Varianten gekostet hatte.

Albert Welti hat Werke geschaffen, die zum Besten gehören, was die deutsche Kunst hervorgebracht hat. Ich erinnere nur an seine Walpurgisnacht, den Hochzeitsabend und die Penaten. Aber sein Leben war ein einziger Kreuzesweg, ein Kreuzesweg in das gelobte Land der Kunst. Seine Briefe, die Adolf Frey herausgegeben hat — sie gehören zu den schönsten Künstlerbriefen — geben fast auf jeder Seite erschütternde Einblicke in die Kämpfe dieses einsam um seine Kunst ringenden Menschen, dem alles tragisch geriet, seine Ehe mit der von ihm heiß geliebten Frau, sein Verhältnis zu seiner Vaterstadt, zu seiner Zeit, die für den nachgeborenen Romantiker nichts übrig hatte, der hätte, wenn auch ehrenvolle Staatsauftrag, der ihn unter den Boden brachte. Wer Welti von früher her kannte, hätte annehmen müssen, daß diesem treuherzigen, kindlich-frohmutigen Menschen — sein Lächeln, wenn sich dabei seine großen, weichen Zähne zeigten, war etwas Einzigartiges —, daß diesem gütigen Menschen das Leben ebenso mit Glück und Frohmut hätte zahlen müssen. Aber es zahlte ihm mit Mißgunst, Hohn und Verkenntung.

Dem Toten wollte die Stadt ein Ehrengedächtnis an der Seite der Ruhestätte von Gottfried Keller stiften. Er aber ruht auf einem kleinen Friedhof bei Bern neben seiner geliebten Frau, die ihm ein Jahr im Tode vorangegangen.

In Zürich aber setzten die Blasbälge des Kunstbetriebes keine Sekunde aus; ja sie wurden doppelt getreten, seit 1910 das Kunsthaus am Heimplatz eröffnet und zugleich das alte Wahrzeichen der stillen Kunst, das Künstlergütle, mit der Spitshalde dem Erdboden gleichgemacht war. Zürich war jetzt eine Kunststadt, ein Kunstmarkt. In der Stadt unten wetteiferten sechs Kunstsalons, um das Neueste zu bringen; der brachte Picasso, der Henry Rousseau, der Degas, ein anderer brachte gleich eine Wagenladung neuester Renoirs; das Kunsthaus antwortete mit Liebermann, mit Cezanne, Munch usw. usw.

Die Galerie Henneberg erstand wieder; die alte hatte nämlich Henneberg eines Tages schüdderweife verauktionieren lassen. Diesen ältesten Sammler Zürichs will ich doch nicht ohne einige Worte ziehen lassen. Ich bin es ihm fast schuldig. Wir haben bei ihm so manche lustige Stunde verlebt. Henneberg war der unheimlichste Sammler. „Ach sammle, weil mir das Ramschen Vergnügen macht; sobald ich ein Bild erschauert habe, ist es mir wurscht. Kunst ist nur Schimäre, Schachern ist das Wahre“, pflegte er zu sagen. Er war als Kaufherr und Fabrikant der Typus der Gründerzeit, strupplos, entschlossen und weitblickend, jener Typus, der uns in der Welt einerseits Ansehen verschaffte, aber auch den Grund zu jenem Hass legte, der uns während des Krieges zu unserer großen Ueberrasschung so bössartig in der ganzen Welt aufleuchtete. Als der Krieg verloren war und es hieß, daß Deutschland Republik werden sollte, äußerte sich der immer noch frische und aufrechte Siebziger eines Abends zu mir: „Dieses Kostüm werde ich nicht mehr anziehen; jetzt ist's Zeit zum Abziehen. Fahr' wohl, du schöne Welt.“ Und nach wenigen Tagen leckte er sich zum Sterben. Seine Sammlung zerfiel in alle Winde, die übrigens im Gegenlag zu den anderen Sammlungen nur deutsche Meister enthielt. Henneberg selbst war ein Deutscher, ein geborener Oberröhrer; er hing seiner robusten Sammlerei wenigstens kein Mäntelchen um, wie die anderen, die so taten, als handle es sich bei ihrem Spekulantentum um Verständnis und Liebe zur Kunst. Und so waren auch die Sammlungen der anderen alle über einen Leisten geschlagen. Immer war der obligate van Gogh, der obligate Liebermann, der unvermeidliche Cezanne und Renoir, der nie fehlen durfte, vertreten. Daß auch Fälschungen in großem Stille unterließen, war bei diesem Betriebe nur selbstverständlich.

Während des Krieges nahm der Kunstbetrieb groteske Formen an. Die kriegführenden Nationen veranstalteten in Zürich sogenannte Propagandaausstellungen, worin das Beste an Kunst dieser Länder gezeigt wurde, um die Sympathien der Neutralen zu gewinnen. Der Endeffekt dieser kindischen oder sagen wir nervösen Bemühungen war, daß sich die Zürcher vorkamen, als hätten sie am Nabel der Welt und sie seien als letzte Richter über die Kunst der Völker auserkoren, und diesen Hochmut haben sie heute noch nicht überwunden. Die Kunsthändler der ganzen Welt saßen damals im Hotel Baur au Lac und trieben dort ihr internationales

Spiel, den Gimpelfana im großen. Die wertvollsten Sammlungen und Stücke, Gemälde und Skulpturen wurden nach der Schweiz verschoben und in Zürich gehandelt. Es war eine Kunstfälschung sondergleichen. Und die armen Zürcher Künstler schauten diesem Treiben mit hohlen Augen und leerem Magen zu.

Das Jahr 1917 brachte eine große Hodler-Ausstellung, die sämtliche Räume des Kunsthauses umfaßte; Meisterwerk an Meisterwerk reihte sich da in unbeschreiblicher Fülle. Es war ein großer Erfolg, und Hodler wurde sehr gefeiert. Während des Banketts erhob er sich selbst zu einer kurzen Rede: Er danke für die schöne Ausstellung und die Aufnahme, die seine Werke hier in Zürich gefunden habe, und es sei für ihn ein besonderer Anlaß, seine Bilder so beisammen zu sehen, und die meisten davon erinnerten ihn an die Zeit, wo er kaum zu essen und kaum etwas sich zu kleiden gehabt habe, an jene Zeit, wo er jeden Morgen mit der Sonne aufgewesen und ihr zugerufen habe: Eh bien, bon camarade, allons nous travailler, denn sie sei sein einziger Freund gewesen. Seither sei er ein Gegenstand der Deffentlichkeit geworden, und obgleich er jetzt zu essen habe, so sei sein Glück von damals nicht erhöht. Er denke mit Heimweh an jene Tage, wo er in seiner Arbeit die Welt und ihre Not vergessen habe. Man solle ihn jetzt nicht weiter feiern, ihn nicht aufwiegen, wie einen bunten Schmetterling, ihn nicht wie einen Toten einbalsamieren, indem man sein Lebenswerk als abgeschlossen betrachte. Er wolle leben und arbeiten, dies solle man ihm nicht wehren, es sei sein einziges Glück.

Am Pfingsten des folgenden Jahres starb Hodler; sein Arbeitssämon hatte ihn umgebracht.

Im Jahre 1921 verließ ich Zürich, um nach Karlsruhe zu übersiedeln, nachdem ich dort 20 Jahre mitgemacht und treue Freunde gefunden hatte. Seither wurde dort das Kunsthaus nochmals um die Hälfte vergrößert und der Betrieb geht unvermindert weiter, und wenn die Produktion der lebenden Kunstchampions nicht ausreicht, die Ausstellungssäle zu füllen, so muß irgendwoher alter Museumsbesitz beschafft werden. Und die heutigen Museumsdirektoren schicken willig, jeder Verantwortung und Einsicht bar, die ältesten, wertvollsten und verletzlichsten Bilder auf die Reise und lassen sie, gleich dem ewigen Juden, in der Welt herumfahren, um durch eine neue Sensation das völlig erschöpfte und zermürbte Interesse aufzuputtschen. Dies sind vielleicht Anzeichen, daß dieser Taumel, der übrigens nie den eigentlichen Kern des Volkes erfaßte, sich eines Tages überpurzelt und sich das Genick bricht.

Wenn ich an Zürich zurückdenke, so ist es nicht die Stadt, die von Autohupengetöse, Trambahngeläute und von dem St. Veitstanz der Kunst erdröhnt; ich denke an stille Bürgerhäuser in vornehmen Gärten, an das alte, idyllische Künstlergütle in seinem Dorntüschenschlaf, ich denke vor allem an jene Terrasse mit dem Blick über den schimmernden See, Herbstsonne, braunes Holzgeländer, überhängendes, golden durchleuchtetes Nebelglocken; dort sitzen Gottfried Keller und Böcklin, schweigend, beim dunklen Wein, der ihnen die Erdentage erträglich machen half. Beide sind nun längst zu den Schattten hinabgestiegen, doch, um mit dem Dichter zu reden, ihre Töne, Gebilde, Gedichte erkämpfen noch immer den Lorbeer im strahlenden Lichte. Ihre Werke sind unvergänglich, sind ewig! Ewig — ist aber auch der Philister. In jeder Stadt, nicht nur in Zürich, erhebt sich, wenn gleich dem Auge unsichtbar, ein ungeheurer, festungsähnlicher Bau, auf breiten Quadern hingelagert, höher als der höchste Kirchturm, bewehrt mit vier Ecktürmen, dem Turm der Vorurteile, dem Turm der Mißgunst und der Scheelsucht, dem Turm der Kleingläubigen und Pfennigklingler, dem Turm der Satten und der Selbstgerechten. Es ist das Denkmal, das die Bürger jeder Stadt dem unbekanntem Philister, dem Spießbürger errichtet haben, denn der Philister ist einem Volke so notwendig, wie der Künstler. Er verhindert, daß der Künstler zu schnell in die Sonne fliege; er bewirkt, daß ein Volk die Nase im Gesicht behält und mit den Füßen auf dem Boden bleibe. Und für den Künstler ist der Philister der Stein, den der Südländer auf den in die Erde gesenkten Dattelkern legt, daß dieser die Wurzeln tief und tiefer in das Erdreich treibe und nicht zu lippig in die Höhe schieße. Und dies Denkmal soll den Künstler stets daran erinnern, daß er ein Fremdling auf dieser Erde, vor allem in der Heimat, bleiben muß, und mag er diese noch so sehr lieben; es mag ihn daran erinnern, daß sein Werk ein Geschenk an die Allgemeinheit sein soll und daß er Lohn und Anerkennung nicht erwarten darf. Und dabei soll es ihm trotzdem leicht ums Herz sein, leicht ums Herz, wie jenem göttlichen Genius, der lächelnd sagen konnte:

„Den Don Juan habe ich für mich und ein paar meiner Freunde gemacht.“

D. G. Heilig / Nachtwächtervesie.

„Versunken und vergessen, das ist des Sängers Fluch.“ So schließt Uhland seine bekannte Ballade. Versunken — wenn auch ohne Fluch — in den Strom der Zeit, der unbarmherzig das Alte mit sich fortträgt, ist das fast überall in den deutschen Ländern gesungene Nachtwächterlied samt seinem Sänger.

In den Archivzimmern der Gemeinden sind allenthalben noch Horn, Laterne und Hellebarde des Wächters als besondere Raritäten zu sehen. Texte und Weisen der Lieder aber sind sehr selten geworden.

Im folgenden seien zwei Liedertypen mitgeteilt, die noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Nord- und Mit-

telbaden gesungen oder — falls der Wächter nicht musikalisch genug war — rezitiert wurden.

1. Das Nachtwächterlied von Käferta l.

9 Uhr: Hört, ihr Herrn, und laßt Euch sagen:
Unsere Glocke hat neun geschlagen.
Bewahret Feuer und Licht,
Daß niemand kein Schaden geschieht.
Lobet Gott den Herrn!

10 Uhr: Hört, ihr Herrn, und laßt Euch sagen:
Unsere Glocke hat zehn geschlagen.

Zehn Gebote sind des Herrn,
Die befolgt' ich alle gern.
Unser Wachen kann nichts nützen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch deine Lieb' und Macht
Schenk uns eine gute Nacht!

- 11 Uhr: Hört usw.
Elf der Jünger blieben tren,
Sib, daß je kein Abfall sei.
Unser Wachen usw.
- 12 Uhr: Hört usw.
Zwölf Uhr ist die Mitternachtszeit,
Mensch, denk an die Ewigkeit!
Unser Wachen usw.
- 1 Uhr: Hört usw.
Ein Gott gibts nur in der Welt,
Dem sei alles heimgestellt.
Unser Wachen usw.
- 2 Uhr: Hört usw.
Zwei Wege hat der Mensch für sich,
Herr, den rechten führe mich!
Unser Wachen usw.
- 3 Uhr: Hört usw.
Dreifach ist, was heilig heißt,
Vater, Sohn und Heil'ger Geist.
Unser Wachen usw.
- 4 Uhr: Hört usw.
Vierfach ist das Ackerfeld,
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?
Unser Wachen usw.

Dieser Liedtext scheint in früheren Zeiten in Deutschland sehr verbreitet gewesen zu sein. Wir finden ihn ganz ähnlich gestaltet in Württemberg und Bayern, ja sogar an der Oder. (Vergl. dazu Wichner „Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter“ und das Nachtwächterlied in Erlachs „Volkslieder der Deutschen“.)

2. Das Nachtwächterlied von Neekarbischofsheim.
- 10 Uhr: Hört usw.
Zehn Fromme waren nicht
Dort bei Sodoms Strafgericht.
Bewahret Feuer und Licht,
Daß der Stadt kein Schaden g'schicht;
Und lobet Gott, den Herrn.
- 11 Uhr: Hört usw.
Um 11 Uhr sprach der Herr das Wort:
Geht auch in den Weinberg fort! —
Und lobet
- 12 Uhr: Hört usw.
Zwölf Stunden hat ein jeder Tag,
Mensch, bedenk', wann d' sterben magst.
Und lobet
- 1 Uhr: Hört usw.
Eins ist not, Herr Jesu Christ,
Laß' dich finden, wo du bist.
Und lobet
- 2 Uhr: Hört usw.
Zwei Wege hat der Mensch für sich,
Herr, den schmalen führe mich!
Und lobet
- 3 Uhr: Hört usw.
Drei Personen ehren wir
In der Gottheit für und für.
- 4 Uhr: (Wie oben in Käfertal.)

Auch diese Type war früher in Süddeutschland im Schwange. (Vergl. Wichners Schrift und Karl Julius Webers Ausführungen über Nachtwächterpoesie im „Demokritus“.)

Von Belang scheinen uns einzelne Spielarten dieses Rufes in einigen Orten Mittelbadens zu sein.

- 9 Uhr: Neun undankbar blieben sind,
Nehmt den Lobdank, Menschentind!
(Teutschneurent und andere Hardtdörfer.)
- 1, 2, 3 Uhr: Wacht auf im Namen Jesu Christ,
Der helle Tag vorhanden ist,
Der helle Tag, der nie versagt,
Gott schenk uns einen guten Tag!
Der Tag vertreibt die finst're Nacht,
Ihr lieben Christen, seid munter und wacht
Und lobet Gott, den Herrn. (Ewenda.)
- 8 Uhr: Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf,
Ermuntere dich, verlorenes Schaf!
Und bess're bald dein Leben.
Wach auf, es ist schon hohe Zeit,
Es kommt heran die Ewigkeit,
Dir deinen Lohn zu geben. (Reopoldshafen.)
- 12 Uhr: Zwölf Apostel schickt der Herr,
In die Welt als Prediger. (Friedrichstal.)
- 3 Uhr: (am Sonntagmorgen):
Feiert diesen Sonntag wieder
Mit Gesang und schönem Liedert!
Wie der helle Morgenstern
Singt und danket Euerm Herrn!
Dort wird's erst recht Sonntag werden,
Wenn wir scheiden von der Erden,
Droben in der Himmelsstadt,
Wo Gott seine Wohnung hat.
(Wöfingen und Unterwiesheim.)

10 Uhr: Zehn Jungfrauen warten dein,
Zieh nur geh'n zur Hochzeit ein. (Wöfingen.)

In Jittersbach und einigen andern Orten bei Pforzheim lautete der Rehrreim „Hol um die elfe, zwölfe usw.“ (verderbt aus: Wohl um usw.).

Unverkennbar sind in all diesen Proben die mannigfachen Beziehungen auf biblische Begebenheiten oder auch auf Parabeln und Gleichnisse aus der Hl. Schrift, in denen die Zahl der auszurufenden Stunde vorkommt. So geht z. B. Neekarbischofsheim 10 Uhr auf 1. Mos. 15, 32; 11 Uhr auf Matth. 20, 6 u. 7; 1 Uhr auf Lukas 10, 42; 2 Uhr auf Matth. 7, 13 u. 14; Käfertal 4 Uhr auf Matth. 13, 3—9; Teutschneurent 9 Uhr auf Lukas 17, 14—19 zurück. Andere Bestandteile wie der Rehrreim „Unser Wachen kann nichts nützen“ sind offenbar aus Kirchenliedern übernommen worden. Alles in allem trugen diese Lieder einen fast durchaus religiösen Charakter und bildeten so vielfach für den Bürgermann eine Ergänzung des Nachtgebets oder des Morgengebets. Neben dem widmeten manche Nachtwächter auch den Hauptfesten des Jahres besondere Lieder. Bekannt ist in dieser Hinsicht der poetische Sang des Nachtwächters von Leutershausen zum Neujahrsest 1819 (mitgeteilt in den „Mannheimer Geschichtsblätter“ 1916).

Gelegentlich kam es vor, daß sich dem oder jenem Nachtwächter der Schalk in den Nacken setzte und ihn zu heiterer Poesie begeisterte. So fügte 1846 ein böshafter Nachtwächter in Kenningen (Württemberg) dem 10-Uhrruf die beiden selbstgedichteten Verse:

„Zehn Gulden kostet der Scheffel Korn,
Nächstens tragen unsere Bauern Sporn“

hinzu. Er wurde ob dieser „inflammatorischen Poesie“ auf 24 Stunden in den Ortsarrest gesperrt.

Anna Maria Kenner / Der Ruff!

(Schluß.)

Der Ruff wurde noch stiller und schweigsamer. Das Kind erschraf im Innersten, daß die Wirklichkeit es bestätigte, was es dumpf geahnt. An seinem Dasein hing ein Makel, war irgend etwas finst'rig und unsauber. Und für all das keine Worte haben, niemand fragen können, niemand rufen können! Zuweilen schaute der Bub Erwachsene von der Seite an, ob die Großen auch so bedrängt sein könnten. Sie waren sehr laut, während dem Buben es die Stimme verschlug, was ihn drückte, sie lachten, und er konnte es selten; sie gingen rasch und leicht, und er meinte manchmal, schleichen zu müssen. Einige waren wie er: sie sprachen mit Seufzern, sie schauten starr, sie gingen mühsam. Sie stöckten ihm Mitleid und Abneigung in einem ein. Dafür bewunderte er die Lauten, Sichereren, Radenden. Wenn er einen jungen Burschen sah, so beschlich ihn eine dumpfe, bange Verzweiflung, ohne daß er wußte, weshalb. Aber er starzte sie beharrlich an, bis ihn einer fragte: „Rüffle, was gaffst?“ — Dem Donat Meyer sah er am liebsten nach. Der sah auf seinem schönen Braunen, wenn ein Ruff im Dorf war, und alle Mädchen schauten nach ihm. Den Ruff mochte der Donat nicht ansehen, er ging an ihm vorüber, vielleicht, weil seine reife Männlichkeit sich nicht gern jener Nacht erinnerte, vielleicht, weil ein Mitleiden ihn unangenehm rührte. Emil sah den Donat einmal übers Feld nach der Schwemme reiten. Der Weg führte über eine Bodenwelle, und des Buben Blide folgten dem Reiter, der im hellen Himmel zu reiten schien, aufrecht und stolz.

Es war Ernte. Zum Denken und Grübeln kam Emil da nicht. Er ging um drei Uhr mit dem Beiter zum Mähen und schaffte den ganzen Tag wie ein Knecht. Am Abend schlief er totmüde im Stehen ein. Einmal fuhr er mit der Mutter und der Base auf dem Garbenwagen sitzend heim. Der Beiter führte die Kühe. Der Wagen fuhr über einen Graben und schwankte. Die Mutter tat einen erschrockenen Laut und hielt sich an dem Buben, der neben ihr saß. Er griff, selber erschrocken, mit beiden Armen um ihren Leib und fühlte erst, wie stark er war — und fühlte etwas sich regen und wußte. Die Frau schüttelte, verlegene Röte im Gesicht, den Arm des Buben weg. Der sah wie ein Träumender und wäre fast vom Wagen gestürzt, als er abstieg. Neues Dunkel, neue Fragen. Aus dem Schweigen der Großen stiegen schreckliche Wirkfälle auf, wo die natürliche Wahrheit dem Kind gut und recht erschienen wäre. Immer größer wurde die Kluft zwischen ihm und der Welt. Der Knabe glaubte manchmal nicht mehr leben zu können. Mit jedem neuen Wissen ängstigte ihn neues Unbekanntes. Und alles war namenlos. Awanahafte Vorstellungen verneigten ihn. Er fing an, das weite Land zu lieben, und über die Felder nach dem fernem Gesichtskreis zu schauen, um ein dunkles, entsetzliches Gefühl, als sei er in einem engen, finstern Raum und wolle hinaus, los zu werden.

Niemand wußte, was das Kind litt, ein Märtyrer seines starken Menschentums durch die Unwissenheit seiner Umwelt und durch die lastende Verschwiegenheit seines Wesens. Keiner dachte,

daß er überhaupt leiden könne; es ging ihm nicht übel, weder Reginald noch sein Weib behandelten ihn ungut, wenn sie auch höchst gleichgültig waren. Emil machte ihnen keine Mühe, schaffte, was er geheißen wurde, und seine Mundfaulheit suchte sie nicht an.

Die Frau kam nieder, früher als sie wohl erwartet, und ehe sie den Emil aus dem Haus hatte schaffen können. Der Wetter war fort, und der Bub lief, die Nachbarin zu holen, rief dem Wetter, der einen Acker stürzte, zu, er solle heimkommen und blieb für den Tag verschwunden. Der Donat fuhr an dem Abend den Winkelwea herein und hörte irgendwo ein Heulen, einer schrie in langgezogenen Tönen, und es wehte unheimlich durch das Abenddämmern. Der junge Mann sprang vom Wagen und spähte umher, ging ein paar Schritte an einem Acker entlang, den Lauten nach, da wurde es still. Er ging erst recht weiter und fand in einem Gräblein den Ruff liegend, im feuchten Gras, kalt und beschmutzt, mit fürchtbar verheultem Gesicht. Donat wußte nicht recht, was er sagen sollte. Er fragte nur, ob der Bub gehauen worden sei oder was ihm fehle. Die Frage mochte nicht geschickt gestellt sein, aber der Ton der Stimme war sicher richtig, denn der Ruff, der muckstill gelegen hatte und den Kopf weggedreht, fing aufs neue an zu heulen. Der Donat ließ ihn eine Weile heulen, dann hieß er ihn aufstehen, aber er wollte nicht. Da packte der Mann den Buben einfach und stellte ihn auf die Knie und den Arm um seine Schultern, sagte er: „Du großer Kerl, einmal hat's ein End, und wenn du jetzt still bist, darfst du morgen auf dem Braunen reiten.“ Dann hieß er ihn auf den Wagen sitzen und nahm ihn mit heim, fütterte ihn mit einem großen Stück Wurst und wusch ihm selber das verheulte, verschmierete Gesicht, wartete auch gar nicht auf ein Wort, sondern ließ den Buben springen. Wirklich wußt er ihm auch am nächsten Abend, als er am Haus vorbei ging, und der Ruff durfte reiten. Donat hatte inzwischen erfahren, daß die Huberin ihr viertes Kind bekommen habe, und schaute den Buben einmal von der Seite an. Eine Erinnerung an eigene bedrückte Zeiten stieg in ihm auf, dann zweifelte er wieder, der Bub war noch so jung. Der sah auf dem Braunen und lachte. Sein Mund ging dabei merkwürdig in die Breite wie bei Menschen, die das Lachen nicht recht gewohnt sind; man sah die kräftigen, weißen Zähne und die Wangen hatten etwas Heiteres bekommen. Dem Donat war sonderbar zumute, aber er gab sich nun öfters mit dem Ruffen ab, und Emil hatte eine neue Liebe. Er zitterte für sie, wie jeder Mensch um eine Liebe zittert, und die Welt war anders, wenn er beim Donat im Stall oder im Garten war. Der Sonntagnachmittag, den der Ruff gewöhnlich kinderhütend oder allein irgendwo im Wald verbrachte, wurde ein Fest. Denn der Donat fragte den Reginald einmal, ob der Emil mit ihm fort dürfe, und nahm ihn mit in die Berge oder sonst wohin. Der Bub fing mit einem Mal an zu reden, nicht viel, aber gern, und der Donat, der sich weder aus Mädchen noch aus dem Wirtshaus etwas machte, gab sich die Mühe, den Buben zu fragen und zu belehren.

Bis dahin hatte Emil sein Selbstbewußtsein, durch unglückselige Umstände zu früh und zu stark erwacht, wie eine Last mit sich getragen; seine unentwickelten und ungeschulten Geisteskräfte fanden dazu in einem so scharfen Gegensatz, daß der Knabe an seinem eigenen Ich unsäglich und unfindbar litt. Jetzt fühlte er dieses Ich geachtet und gewertet, und wenn er auch dem Manne gegenüber seine Unfertigkeit wußte, so war dies Gefühl froh und befreiend und stellte ihn in ein richtiges Verhältnis zu einem starken und vernünftigen Menschen. Um diese Zeit begann er in der Schule sehr lebendig an den Dingen teilzunehmen; der Lehrer, der übrigens dem jungen Fridolin Hauelsen an Eifer und Herzwärme viel nachgab, aber auf gute Leistungen sah, war ihm nun Mittel zum Zweck und nicht mehr Gegenstand der Verehrung. Umgekehrt, der Lehrer fing an, den ernstlichen und zuverlässigsten Schüler zu schätzen. Unmerklich hatte der Ruff einen Platz unter den andern Kindern; seinen Uebernamen behielt er fest, aber es war ein Klang von Achtung hineingekommen. Dazu trug die Freundschaft mit dem Donat nicht wenig bei.

Das Kind führte äußerlich ganz das Leben eines Erwachsenen, voll Pflichten und Verantwortung. Die ersten wurden ihm von Reginald auferlegt, der, nicht gerade böse, aber gedankenlos, in dem Knaben nichts anderes als eine Arbeitskraft sah und seine Willigkeit weidlich ausnützte, dies vor den Nachbarn und sich selber mit seiner im Krieg geschwächten Gesundheit entschuldigte. Die Verantwortung aber empfand Emil den Kindern seiner Pflegeeltern gegenüber, ohne daß irgend jemand sich jemals für ihn verantwortlich gefühlt hätte. Der Knabe brachte sein eigenes gutes Wesen einer armen Umwelt entgegen und erlebte bei jeder neuen Erfahrung den Miß zwischen ihr und seinem Ich, anfänglich sehr hart. Später mit dem gelinden Schmerz gewohnten Leides.

Mit den stillen Tagen des Spätherbstes und Winters überfiel ihn Schwermut und jenes namenlose Gefühl, das ihn in der ersten wachen Zeit gepeinigt. Vergessene Fragen wurden wieder wach, und je lauter sie riefen, um so stummer ward der Mund. Die alltäglichen Erfahrungen der Menschen, die mit den Tieren in enger Lebensgemeinschaft wohnen, blieben dem Knaben nicht fremd. Sein Empfinden sträubte sich gegen die erwachende Erkenntnis der naturhaften Ähnlichkeiten zwischen Menschenleib und Tierwesen, und niemand war, der dem Kinde die höhere Bestimmung und den geistigen Wert des Menschen gewiesen hätte. Der Knabe mußte allein und zweifelnd das eigene Wesen über aller Geschöpflichkeit suchen. Er fühlte es, aber unbewußt. Er fühlte es so stark, daß er an das Tierähnliche im Menschen nicht glauben wollte. Er sah fern und wie in einem Meer von Licht das Menschliche, das in der Wirklichkeit ganz anders erschien. Aus dem großen Ungewissen stieg die Frage nach dem eigenen Leben, diesmal angstvoll nieder-

gehalten. Zum ersten Male empfand der Knabe Furcht vor der Wahrheit. Es dünkte ihm, sie müsse feierlich und schreckbar auf ihn zukommen.

Sie kam im grauen, alltäglichem Kleid. Emil sah an einem Abend bei Donat und half ihm ein Leisfeld drehen. Einer aus der Familie tat ohne Bedacht der kriegsgefangenen Russen Erwähnung. Die Mutter des Donat zwinkerte dem Sprecher zu, es war von anderem die Rede, und keiner hatte des Buben acht. Der ging ruhig heim. So ruhig, wie er die ganzen nächsten Tage war. Ein merkwürdiger Zwist war in ihm, den er mit unkindlicher Willenskraft niederzwang. Er wußte und wollte nicht glauben. Es ging auf Weihnacht. Schnee fiel und deckte Feld und Gärten zu. Emil ward plötzlich von einem wilden Verlangen geplagt, zu liegen und zugelegt zu werden. Die geringe Tätigkeit der Wintertage half zu der Trübung seiner belasteten Seele.

Es wurde sehr kalt. Helle Sonne flimmerte auf den weiten, weißen Flächen, auf den bereiteten Bäumen. Die Kinder jubelten. Emil zog einen Sonntag lang die Kinder seiner Pflegeeltern vor dem Haus auf dem Schlitten umher. Als es dämmerte, schlich er sich zu Donat. Der band sich gerade das Halsstuch um, er wollte mit ein paar Kameraden einen Schoppen trinken. Emil ging mit ihm über den Hof, langsam die Straße hinab. „Du“, sagte er, auf einmal. „Em?“ — „Ist in unserem Haus auch ein Ruff gewesen?“ Donats braunes Gesicht erröte. „Ja“, sagte er entschlossen. Einmal mußte der Bub es doch erfahren. Eine große Hülfslosigkeit überkam den Mann. Was sollte er dem Jungen sagen? Viel und nichts wäre zu erklären gewesen. Und Donat schwieg aus Unsicherheit, dem, was hinter den Dingen ist, einen Namen zu geben. Schließlich war er auch kein Pfarrer, und ob der Bub es verstanden hätte, wenn er versucht hätte, ihm zu erklären, daß er für seiner Eltern Schuld nichts könne. Mit Unbehagen ging er weiter, als Emil hinter dem Hofstor verschwunden war. Unbehaglich blieb ihm den ganzen Abend, trotzdem er beim Sechszehnjährigen immer gewann, und er ging früh heim. In der Stube des Reginald Huber war Licht, und am Tisch saßen sie, nur der Emil fehlte.

Emil hatte nach dem Abendbrot gute Nacht gesagt und war die Stiege hinauf zur Kammerkammer. Aber er ging nicht zu Bett, sondern stieg unter das Dach und suchte die Rücke im Dachwerk, von wo man auf den Heuboden steigen konnte, wenn die Gärten dort aufgetürmt lagen. Emil kletterte hinaus; Spinnweben klebten an seinem Gesicht, seinem Haar, er spürte den Staub des Gebälks an den Händen. Er stieg hinein in die finstere Kälte, tappte über das knisternde Stroh und fand sich zu der Leiter, die von der Tenne herauflehnte. Er stromte hinab und schlich zum Scheunentor hinaus. Draußen war es hell, sternenhell und klar. Der Bub rannte durch die Gärten, der Schnee knirschte leise; er rannte, bis er den Schatten entflohen war und weit draußen auf dem freien Feld. Dort hielt er an, besann sich und ging langsam weiter. Es war bitter kalt; der Ostwind blies über die helle Fläche und tat ihm an den Ohren weh. Die Finger hatte er in den Taschen vergraben. Ein Heimatsgefühl kam ihm über das verneigte Feld entgegen. Es wurde ihm so leicht, als ob alles Dämonische dort hinten geblieben sei, wo die Säulen des Dorfes als eine dunkle Schar um den schweren Kirchturm standen. Da waren die Menschen nicht mehr, die so unbegreiflich waren. Ueber einmal schien ihm alles recht. Warum sollte seine Mutter ein schlechtes Ding gewesen sein? Müdigkeit legte über seine Gedanken ein dichtes, weiches, dunkles Tuch. Als er durch den Wald schritt, spürte er den scharfen Wind nicht mehr. Es ward ihm wohl, langsam ging er weiter, setzte sich auch einmal auf einen Baumstumpf. Es war ihm doch zu kalt, darum wollte er weitergehen.

Da kam der Donat und sagte: „Sitz auf den Braunen und reite heim!“ Er ritt auf dem Braunen, rutschte aber aus dem Sattel und fiel weich in den Schnee. Ein fremder Mann kam gegangen — er sah aus wie ein Bugeuner — mit wunderlichem Kleid und borstigem Schwarzhair — und wollte ihn aufheben. Er aber fürchtete sich und rief: „Mutter“, da kam die Nachbarin und sagte zu dem fremden Mann: „Seine Mutter war ein schlechtes Ding.“ Und die Nachbarin bückte sich und nahm ihn um die Schulter, aber es war auf einmal eine blasse Frau mit hellblondem Haar, und dann wurde es warm und dunkel um ihn, und er meinte, in einem engen, warmen Raum zu liegen und schlief ein.

Am Morgen — es war schon hell — ging die Huberin nach dem Stall zum Melken und rief dem Emil, der immer noch schlief. Er kam nicht, und sie wollte ihn wecken, ehe Reginald vollerte. Sie bekam aber keine Antwort und nur ein leeres Bett zu sehen. Erschrocken suchten sie eine Weile, riefen die Nachbarn. Die Spuren im Schnee führten durch den Garten ins Feld. Klüppelnde Wintermorgentälte machte ihren Atem dampfen. Fast drei Stunden gingen sie, gerade so wegalos und ziellos wie der Emil am Abend vorher. Im Wald lag er, von dem Baumstamm herabgesunken, auf dem er ausgeruht hatte.

Die Huberin heulte laut, als sie den Toten heimbrachten. Ihre im Alltag verstaubte, gleichgültige Seele ward gerüttelt. Reginald ging finster umher wie vor Jahren, aber anders. Der Donat sah eine lange Stunde am Lager und betrachtete das Buben Gesicht, das gar nichts Kindliches hatte. Der erste Mund und die Kälte zwischen den Augen war ihm nie aufgefallen, jetzt sah er sie. Er wußte jetzt, was der Bub gelitten und, wie immer, zerquälten verspätete, fruchtlose Vorwürfe sein einfaches Gemüt. Dazwischen klang eine Freude auf, wenn er des Abends gedachte, an dem er das Kind mit heimgenommen. Und dann brannte ein glühendes Leid in ihm um den jungen Bruder, der gestorben war, ehe die eigene Reise ihn mit den Unbegreiflichkeiten des Lebens ausgeführt hatte.